

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Band: 5 (1950)

Artikel: Aus den Jugenderinnerungen eines Siebzigjährigen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stellung ihrer Post wünschten. Wenn vor und nach der Saison je zwei Wochen lang der Postwagen nur einmal fuhr, holten wir in Frutigen die Abendpost.

Das erste Postbüro, an welches ich mich erinnere, befand sich im Ohlsenhaus unterhalb der Gemeindefschreiberei. Nachher diente als Postzimmer ein Raum im sogenannten Tütschelibus, dort, wo heute das Hotel Viktoria steht. Während einer längern Reihe von Jahren waren hernach Post und Telegraph in Posthalter Künzis Haus neben dem Suterbach, auf einem Platze, den einst drei alte Speicher eingenommen hatten und wo wir jetzt die Eisenhandlung Sarbach neben der Bäckerei Michel antreffen. — Und heute genügen auch die Räumlichkeiten im vierten Posthause, welches Hans Maurer bauen ließ, den gewaltigen Ansprüchen der Neuzeit nicht mehr. Wer weiß, ob ich den vorgesehenen Umzug der Post in ihr zukünftiges Heim auf dem Kurhausplatz noch erleben werde?

Aus Erinnerungen Vater Fritz Burns, Schattseite, Boden.

Aus den Jugenderinnerungen eines Siebzigjährigen

Dies Dokument einer Jugendzeit, das den Schweizer des Jahres 1950 anmutet wie ein Märchen, erscheint im Einverständnis mit dem Verfasser hier zum ersten Mal. Nur wer es genau durchliest, vermag zu ermessen, welche Riesenschritte das wirtschaftliche Leben Adelsbodens in den letzten Jahrzehnten einschlug. Wir Jungen von heute haben uns weitgehend an den Achtstundentag gewöhnt. Wir beziehen Subventionen, Unterstützungen, angemessene Löhne und Prämien. Jeder Einsichtige

begrüßt es von Herzen, daß die Arbeiterorganisationen für ihre Leute zum Rechten gesehen haben und der Schweizer Arbeiter im Verhältnis zu seinen Kameraden in anderen Ländern eine Vorzugsstellung genießt. Nicht vergessen aber darf der kleine Bergbauer werden, dessen Lage von derjenigen des Großbauern im Flachland grundlegend verschieden ist. Was nützt ihm sein Mattli, wenn einfach kein Geld eingeht? Wer bestreitet, daß der Kleinbauer heute in der Schweiz die wirtschaftlich schwächste Stellung einnimmt, der soll mir erklären, warum denn so viele unserer Jungen in die Städte abwandern, warum sie Handlanger, Arbeiter, Kaufleute oder Handwerker werden?

Zeiten, wie sie der Verfasser des vorliegenden Berichtes erlebte, sind glücklicherweise vorbei. Es kam der Fremdenverkehr mit seinen neuen Verdienstgelegenheiten. Wenn wir uns heute so einzuschränken verstünden, wie die Menschen von damals, dann kämen sicher noch viele zu einem ehrlich errungenen Wohlstand wie unser Gewährsmann.

Die Herausgeber

„Am Abend meines Lebens erinnere ich mich, wie wenn es heute wäre, an meine Jugendtage, wo wir zwölf Geschwister mit den Eltern zusammen eine Küche, eine Stube und ein Gaden bewohnten, in einem Haus, an dem der Vater einen Achtel Anteil hatte, und wozu noch die vorderste der dort liegenden Saaten gehörte. Mein Vater litt häufig an Magenschmerzen und war einer der ärmsten Familienväter in der Gemeinde. Es fehlte ihm auch der nötige Schwung, den es braucht, um Besitz und Vermögen zu erwerben. Das einzige Müddli, das wir besaßen, mußten wir eines hiesigen Krämers wegen fahren lassen, dem wir infolge Nahrungsmittelbezug für die große Familie zweihundertfünfzig Franken schuldig geworden wa-

ren. Solche Begebenheiten kamen hier früher oft vor: Ein vermöglicher Bauer lieh einem ärmeren Mannli Geld, verlangte es später plötzlich als Gesamtsumme zurück, und der Ueberraschte mußte von Haus und Hof lassen oder sein wertvolles Grundstück gegen ein minderwertiges Tischblätzli umtauschen. — Die Mutter schaffte für zwei Tagaus, tagein ging sie auf den Tagwahn. Früh am Morgen verließ sie das Haus und kam gegen 7 Uhr abends mit einem Taglohn von sechzig, siebzig Rappen zurück. Auch nachdem sie zwölf Kinder geboren hatte, ging sie regelmäßig aus zur Arbeit. Wenn wir so um elf, zwölf Uhr abends mit dem „Trüdle“ aufhörten, flichte sie nach Mitternacht uns Buben noch Hosen und Strümpfe. Wenn sie im Sommer zum Heuen das Haus verließ, nahm sie die zwei Jüngsten mit. Eins ruhte, in ein Tuch geschlungen, an ihrem Rücken, das andere saß auf ihrem Arm. So schaute sie zu uns und opferte sich für die Familie auf.

Wir besaßen eine oder zwei Ziegen, die zur Sommerszeit zur Alp gebracht wurden. Im Winter, wo sie wenig oder keine Milch gaben, wanderte mein Bruder Peter mit einem Huttli von Haus zu Haus und fragte um einen Sack Heu. Mir dagegen fiel die Aufgabe zu, mit meiner Pinte den Häusern nachzugehen und dort um Milch zu bitten. Einmal schämte ich mich deswegen so sehr, daß ich bei einer Bäuerin die Milch nur entleihen wollte. Natürlich wußte sie genau, daß ich nie imstande wäre, die „geliehene“ Milch wieder zurückzuerstatten. Um etwas Geld zu verdienen, übernahmen wir im Sommer und im Herbst einige Heu- und Emdarbeiten. Für zehn Klafter Heu (etwa hundert Büntel) erhielten wir vierzig oder fünfzig Franken. Lange Zeit haben wir ein bestimmtes Heimwesen geheuet und geemdet für fünfundzwanzig Franken. Im Winter beschäftigte uns alle das

Trüdle. Diese Arbeit war dem Hölzlen gefolgt, an das ich mich für die Tage vor meinem Schuleintritt erinnere. Gewisse Familien verdienten damals auch etwas durch Seidenweberei. In der kalten Jahreszeit gab es täglich um sechs Uhr Tagwache. Wir aßen unsere Stüdlein Brot und tranken dazu grauen oder schwarzen Kaffee. Was Käse sei, wußten wir nicht, außer daß manchmal bei Sommerarbeiten ein Schnäsi Höwerchees für uns abfiel. Bis um halb zehn Uhr verweilten wir beim Trüdlen. Dann aßen wir Zmorge, etwa Kartoffelsuppe, Häfelikööch, oder so etwas. Hierauf begaben wir uns eilends zur Schule. Diese dauerte mit Unterbruch von zehn Minuten Mittagspause bis drei Uhr nachmittags. kamen wir heim, so erlabten wir uns an einer im Ofenloch an die Wärme gestellten Tasse grauen Kaffees, aßen ein paar Häbeni mit Pfeffer, schleckten dazu etwas Zimmet und Salz und gingen hernach wieder ans Trüdle. Mein Bruder Peter hobelte die Späne für die Schachteln und stanzte die Böden aus. Andere Geschwister arbeiteten am Tisch beim Bödele oder beschäftigten sich mit dem Umschlah. Kehrte die Mutter abends vom Tagwann zurück, so machte sie sich gleich hinter ihre Arbeit am Farbstuhl, d. h. Schachtel- und Deckelböden anzustreichen.

Während meiner neunjährigen Schulzeit mußten ein Bruder und ich fast ausnahmslos jede Woche einmal mit den fertigen Zündholzschachteln nach Frutigen. Meine Familie erzeugte durchschnittlich zehn- bis fünfzehntausend Schachteln wöchentlich, höchstensfalls zwanzigtausend Stück. Wir verpackten die fertige Ware in Säcke zu je zwei- bis dreitausend Kleinern, flaschen Schachteln, die restlos von Hand gearbeitet waren. Die so verpackten Säcke kamen im Sommer auf einen Karren, im Winter wurden sie auf dem Schlitten nach Frutigen gebracht. Auf den Zweiräderkarren legten wir etwa über die Stangen

ein Brett, einer von uns saß vorn, der andere stand hinten aufs Fahrzeug, und so fuhren wir oft, schaukelnd das Gleichgewicht herstellend, von der Dürrenegge bis zur Hauserlenbrücke. Oft ging die Fahrt oder Wanderung schon vier Uhr morgens los. In den kurzen Tagen brannten dort noch die Lichter, wenn wir in der Frühe durchs Frutigdorf fuhren. So konnte es geschehen, daß Frau Aellig — wir überbrachten die Truckleni jeweils Anton Aelligs oder Gyselers an Wengi — soeben aufgestanden, das Fenster öffnete: „Guete Tag, sit ihr schon usa! U wir sin eerscht grad uuf!“ Während der Zeit, da die Ware am billigsten war, erhielten wir für tausend Schachteln achtzig Rappen. Dabei mußten wir aber alle tüchtig ins Zeug liegen, um eine Tagesleistung von zweitausend oder gar zweitausendfünfhundert Schachteln zu erreichen. Wenn es ganz hoch kam, so konnten wir gelegentlich bis zu dreitausend Stück im Tag herstellen. Von Frutigen brachten wir jeweils die neuen Arbeitsmittel, Leim und Farbe, die natürlich aus dem eigenen Saß bezahlt werden mußten. (Das Holz für die Truckleni bekamen wir vom Bärg. Es wurde uns geschenkt oder nicht allzu teuer verkauft.) Darüber hinaus kauften wir in Frutigen Fett, Mehl, Mais und Haferkernen. Abends leuchteten uns zur Arbeit drei Petrol-Lägeni. Eins stand bei der Mutter am Farbstuhl, eins am Tisch fürs Bödele, eins brauchte man beim Umschlah. Unser Nachbar war der erste, welcher ein Flachbrennerli besaß. Wir erhielten es einmal von ihm ausgeliehen. Wohl, wohl, das zündete hell! Wahrhaft herrlich kams uns vor.

Unsere vierzehn hatten also, wie gesagt, eine Stube und ein Gaden zur Verfügung. Im letzteren standen ein Bett und ein Unterstoßgutschí. Dort schliefen wir fünf Buben, je zwei oder drei zusammen, bis wir erwachsen waren, und, wie ich später erzählen werde, ein eigenes Haus bauten. Unsere Betten waren, wie damals üblich, Spreuer- und Futterlager.

In der Schule hatten wir alle keine große Mühe. Was wir besonders gut verstanden und liebten, war das Rechnen. Mir wäre es recht gewesen, wenn der Lehrer den ganzen Tag mit uns gerechnet hätte. Praktische Übung fanden wir ja beim Trüchlen genug. Da lernten wir zählen und rechnen! Die Schulaufgaben machten wir während unserer Arbeit. Mit einem Buch auf dem Schoß saßen wir am Arbeitstisch hinter den werdenden Schachteln und lernten unsere Bibelgeschichten auswendig. Mein Verhältnis zum Schulmeister war ein sehr gutes. Ich wurde im ganzen nur dreimal von ihm bestraft. Dagegen wurden wir zur Schulzeit unserer Armut wegen etwa von Mitschülern gehänselt. Als wir so Buben waren, hatte die Gemeinde angefangen, uns ein wenig zu helfen. Wir erhielten im Jahr fünfzig Franken. Bekamen wir etwa in der Schule Streit, wie das so unter Jungen üblich ist, so tönte es gleich: „Du schwügg afe, du Stüürfrässer, du Gmiündspüppeler du!“ Solches bekamen wir oft zu hören.

Das Jahr 1899 brachte uns endlich aus dem Aergsten heraus. Meine Mutter erbte ein Scheuermattli. Wir erwogen einen Hausbau. Alle waren einverstanden. Nun verkauften wir unsern Achtel Haus und die Saat und lösten daraus achthundert Franken. Dreihundert Franken behielten wir für den Haushalt, den Rest gaben wir dem Bruder meiner Mutter mit dem Auftrag, uns ein Haus zu bauen. Das dafür benötigte Holz bekamen wir fast alles geschenkt, oder doch zu einem nicht allzu hohen Preis und rüsteten es selber. Für die fünfhundert Franken zimmerte und schreinerte unser Onkel das Haus, entlohnte die Maurer und beglich den Saglohn. Zum Schluß konnte er uns noch fünfzig Franken zurückgeben.

Nun besaßen wir endlich ein eigenes Häuschen. Die drückendste Armut war vorbei. Da das Trücheln einging, mußten wir uns nach anderer Arbeit umsehen.

Sobald meine Brüder und ich aus der Schule entlassen waren, arbeiteten wir auf verschiedenen Plätzen von morgens sechs bis abends sieben Uhr, also dreizehn Stunden lang, für zwei oder drei Franken. Ich konnte beim Onkel mit Zimmerarbeit beginnen. Einer seiner Arbeiter war erkrankt, und ich wurde gebeten, für ihn einzuspringen. Während der Lehrzeit hobelte ich oft den ganzen Tag für einen Franken am Zweigriffser. Kostiert wurde auf eigene Rechnung. Fritz Aelligs Haus in der Dey war das erste, bei dessen Bau ich regelrecht mithalf. Als der alte Christian Dänzer im Dürrenwald einen Stafel bauen ließ, verdingte er das Hinauftragen des Gipses für Ofen und Brandmauer. Ich übernahm die Arbeit und trug für je einen Franken Zentner um Zentner von der Dürrenegge bis in den oberen Dürrenwald, dreimal im Tag. Eine ähnliche Arbeit übernahm ich, als Isetüüchla (Eisenröhren) auf die Höchstalp getragen werden mußten. Zweieinhalb Franken Taglohn gab es bei der Holzregi vom Unterbirg auf die Entschligenalp beim Bau der neuen Schatthütten. Dort hinauf trug ich auch etwa dem Hubeljilgi Wein.

Daß nur gesunde Menschen das raue Leben früherer Armutsjahre ertragen konnten, ist selbstverständlich. Nach einer Holzregi befanden wir uns einmal ganz verwättert flätschnaß in einem Stafel. Wir stellten eine Leiter ob die Feuergrube, zündeten darunter ein Feuer an und saßen die ganze Nacht abwechselungsweise auf der Leiter, um uns zu trocknen. Schwächere hätten ein solches Vernassen nicht ohne Schädigung der Gesundheit aushalten können.

Heute bin ich über siebenzig Jahre alt, kann stetsfort den ganzen Tag arbeiten und bin Gott, dem Herrn, dankbar für seine Durchhilfe bis hieher."